



GERHARD HACKER

„Deine Zauber binden wieder ...“

Zur Überwindung
der bibliothekarischen Spartentrennung
in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft

*Öffentliche Antrittsvorlesung
anlässlich der Berufung zum Professor,
gehalten am 8. Mai 2002
am Fachbereich Buch und Museum
der HTWK Leipzig*



Leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung
© 2002 by Gerhard Hacker
Alle Rechte vorbehalten





Herr Dekan!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die Motivation für meinen heutigen Vortrag über die bibliothekarische Spartenentrennung, d. h. also die Teilung des deutschen Bibliothekswesens in einen ÖB-Bereich und einen WB-Bereich, in ein Öffentliches und ein Wissenschaftliches Bibliothekswesen (mit entsprechend folgenreichen Auswirkungen für die einzelnen Bibliotheken, die dort arbeitenden Bibliothekare sowie für deren Selbstverständnis, Berufsbild, Ausbildung etc.), meine Motivation also, heute über die Spartenentrennung und über ihre denkbare bzw. notwendige Überwindung in der Bibliothekswissenschaft zu sprechen, hat zwei recht unterschiedliche Wurzeln:

Zunächst hat mich die Geschichte der bibliothekarischen Spartenentrennung bereits vor geraumer Zeit beschäftigt, als ich für die Festschrift zum 100. Geburtstag des Vereins Deutscher Bibliothekare im Jahre 2000 einen Beitrag über das Mit- und (oft genug) das bloße Nebeneinander bibliothekarischer Vereinigungen im 20. Jahrhundert zu schreiben hatte. „*Was die Mode streng geteilt ...*“ habe ich damals über diesen Aufsatz zur bibliothekarischen Kooperation geschrieben. Wie man sieht, nimmt mein heutiges Titelmotto gerade darauf Bezug; ich arbeite mich also allmählich (gewissermaßen: von hinten!) Zeile um Zeile zum Anfang von Schillers Ode vor, an dem ja bekanntlich die *Freude* steht. Denn die ausnehmend „deutsche“ Geschichte der bibliothekarischen Spartenentrennung kann in unserer Zeit zu einem guten Ende kommen – die Hoffnung sollte man jedenfalls nicht aufgeben.

Und zum zweiten resultiert mein heutiges Thema aus einer sehr anschaulichen, einer sehr konkreten Problematik, mit der ich mich als frischberufener Professor in Leipzig konfrontiert sah: Ich mußte nämlich erstmals das Modul *Bestandsmanagement* im 3. Semester unseres neuen Studienganges Bibliotheks- und Informationswissenschaft mit Inhalt füllen – und zwar „spartenübergreifend“! Das neue Curriculum sieht eine Aufteilung des Fachgebiets nach Sparten nicht mehr vor, die Modularisierung des Studiums bedingt zudem, daß eine *spartenspezifische* Ergänzung oder Vertiefung in späteren Semestern nicht geplant ist ... Da stand ich also – einer, der weder eine ÖB- noch eine WB-Biographie aufzuweisen hat; stattdessen einer, der die längste Zeit *Bibliotheks-*



wissenschaft betrieben hat –, und vor mir lagen die zwei „Standardwerke“ zum Bestandsmanagement, die sich – von außen besehen – auch noch zum Verwechseln ähnlich sahen: „der Dorf Müller“ von 1989 und „der Umlauf“ von 1997 – *Bestandsaufbau an wissenschaftlichen Bibliotheken* und *Bestandsaufbau an öffentlichen Bibliotheken* – im uniformen, schlichten Klostermannschen Grau: die Sparten-trennung in der körperlich greifbaren Form zweier „Hardcover“ im Format 18 x 24 cm.

So ist mein heutiges Thema auch die unmittelbare Folge der sich hieraus ergebenden Fragestellung: „Wie kann ich als Bibliothekswissenschaftler die Sparten-trennung im Bestandsaufbau bewältigen, wenn ich vor der Aufgabe stehe, künftige Diplom-Bibliothekare auf ihre spätere Berufspraxis vorzubereiten?“

Oder etwas abstrakter formuliert: Was kann, soll oder muß die Bibliothekswissenschaft leisten, um die bisherige Trennung der bibliothekarischen Berufspraxis in eine WB- und in eine ÖB-Hälfte überwinden zu helfen?

ÖBs und WBs gibt es da draußen im deutschen Bibliothekswesen doch nach wie vor ... Nur daß sich unsere heutigen Studierenden nicht mehr *vor* oder auch *während* ihres Studiums auf einen der beiden denkbaren Wege festlegen müssen. – Doch: Was vermittele ich nun meinen Studenten? Und: Was lasse ich weg??

In der relativ kurzen Zeit, seit der ich mich mit dem deutschen Bibliothekswesen beschäftige, hat sich das Verhältnis von ÖBs und WBs zueinander doch ganz erheblich gewandelt. Natürlich gibt es auch heute immer noch, wie ich es 1984 als Erstsemester bei Paul Kaegbein gelernt habe, „Öffentliche“ und „wissenschaftliche Bibliotheken“, von denen die letzteren „natürlich“ auch „öffentlich“, also „öffentlich zugänglich“ seien bzw. von der „öffentlichen Hand“ unterhalten würden; aber gerade deswegen mußte man die „Öffentlichen Bibliotheken“ ja auch mit einem großen „Ö“ schreiben, sonst hätte man des Homonyms wegen allzu leicht Äpfel und Birnen verwechseln können! – Einigermaßen verwirrend war das für mich Anfänger schon, aber die PI hatten es ja auch in sich ... Man würde sich schon noch daran gewöhnen ...

In den folgenden Semestern bekam ich es dann in Vorlesung und eigener Lektüre außerdem mit einer Vielzahl von bibliothekarischen Verbänden, Vereinen, Arbeitsgemeinschaften und sonstigen Organisationen



zu tun, die alle recht ähnlich klangen, immer irgendeine wichtige Rolle spielten und meist in abgekürzter Form auftraten, so daß man sie noch leichter miteinander verwechseln konnte:

VDB und VdDB, VBB und BBA, DBI und DBK ...

Heute weiß ich, daß ich meine ersten Blicke auf dieses Gewimmel im (west-)deutschen Bibliothekswesen zu einer Zeit geworfen habe, da es gerade den „Höhepunkt seiner Binnendifferenzierung“ erreicht hatte, wie es Engelbert Plassmann trefflich und milde zugleich umschreibt¹. Und er fährt fort: „Außenstehenden zu erklären, warum es in Deutschland eine derartig unübersichtliche Fülle von Organisationen in dem vergleichsweise kleinen Arbeitsbereich *Bibliotheks- und Informationswesen* gibt, ist schon immer schwierig gewesen. [...] Gibt es ernstliche Schwierigkeiten, Außenstehenden einen internen Sachverhalt genau und auch überzeugend zu erklären, so darf dies normalerweise als Hinweis darauf gelten, dass in der Sache etwas nicht in Ordnung ist.“²

Die *vertikale Trennung* des Bibliothekswesens in die Sparten ÖB und WB, die Aufteilung des Berufs in *Laufbahnen*, das Vorhandensein entsprechend zahlreicher laufbahn- und spartenbezogener *Ausbildungen* im Bereich „Bibliothek, Information, Dokumentation“ behielten für mich auch im weiteren Verlauf des Studiums etwas Befremdliches, obwohl ich die – aus meiner Sicht schlichtweg zersplitterte – Situation der organisierten Berufspraxis allmählich überblickte und außerdem begriffen hatte, daß es mit der nach dem Muster von Cäsars *De bello gallico* vorangestellten nicht Drei-, sondern Zweiteilung des Bibliothekswesens noch lange nicht getan war: ÖB war längst nicht immer gleich ÖB zu setzen und WB nicht gleich WB! Aber die eklatanten Unterschiede etwa zwischen der Arbeit einer *wissenschaftlichen* Universalbibliothek mit Millionenbeständen und Hunderten von Mitarbeitern und einer *wissenschaftlichen* Spezialbibliothek, die als kleine, feine OPL (One-Person-Library) geführt wurde (auch wenn man diesen Begriff damals noch nicht benutzt hat), sie schienen nicht ganz so gravierend zu sein und ließen sich schließlich unter dem Schlagwort „Sonderformen“ verbuchen. Mein Befremden

1 Engelbert Plassmann: Zehn Jahre Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. - In: Politik für Bibliotheken: die Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände im Gespräch. - München: Saur, 2000. - S. 9–21, hier S. 10.

2 Ebd., S. 11 f.



jedenfalls blieb – vielleicht deshalb, weil ich mich als Kölner Magisterstudent ohnehin eher als „Außenstehender“ empfand, denn schließlich hatte man mir ja gleich zu Beginn des Studiums klargemacht: „Bibliothekar werden Sie als Bibliothekswissenschaftler ohnehin nicht!“ (Der wissenschaftliche Assistent, der mir diese Einsicht im Rahmen der „obligatorischen Studienberatung“ seinerzeit vermittelte, heißt übrigens Michael Knoche; aber aus dem ist dann doch noch ein Bibliothekar geworden.)

Doch genug der biographischen Reminiszenzen! – Ich will mich mit meinem Thema folgendermaßen beschäftigen:

Zunächst soll das Phänomen der bibliothekarischen Spartenrennung in seiner historischen Entwicklung betrachtet werden. Es geht also um die Frage: Mit welchen Argumenten hat sich die Spartenrennung im deutschen Bibliothekswesen des 20. Jahrhunderts entwickelt? – Einzelne Bereiche, in denen sich die Spartenrennung manifestiert hat, bieten sich für eine solche Betrachtung an, z. B. die *Bibliothekspolitik* (also das Verhältnis von Bibliotheken und Bibliothekaren zueinander, aber das auch zu ihren jeweiligen Trägern), außerdem die *Rolle der bibliothekarischen Vereinigungen* in diesem Bereich. Natürlich hatte die Spartenrennung auch nachhaltigen Einfluß auf das jeweilige *Berufsbild*, mit dem Bibliotheks- und Verbandspolitik gemacht wurde und wird. Allein diese Bereiche einigermaßen erschöpfend zu behandeln, würde leicht eine Vorlesung von zwei Semesterwochenstunden füllen. Mein heutiger Vortrag kann also nur eine grobe historische Skizze bieten. Den Angelpunkt für diese Skizze soll jedoch die „*Ausbildungsfrage*“ liefern, der ja zugleich stets die Frage nach der Professionalisierung im Bibliotheksbereich innewohnt, die daher stets ein Kernthema der Bibliotheks- und Verbandspolitik war und auf die das jeweilige Berufsbild nachhaltig eingewirkt hat.

Weiterhin ist bei diesem Ausflug in die deutsche Bibliotheksgeschichte der letzten 100 Jahre auch stets die Frage interessant, wer eigentlich wann und aus welchen Motiven bzw. mit welchen Argumenten *gegen* eine Verschärfung der Spartenrennung oder für ihre Überwindung eingetreten ist. – Was läßt sich aus solchen Plädoyers heute noch nutzbar machen?

Daraus ergibt sich die Frage: Was kann die heutige Bibliotheks- und Informationswissenschaft leisten, um die Spartenbezogenheit von Biblio-

thehen, mehr aber noch das – natürlich auch heute noch vorhandene – Sparten*denken* in den *Köpfen* all der Bibliothekare zu hinterfragen, die heute verantwortungsvolle Arbeit im Bibliotheks- und Informationswesen leisten, Bibliothekare, für die – meistens seit sie ihre Ausbildung begonnen haben – die eigene Zugehörigkeit zum ÖB- oder zum WB-Bereich ganz wesentlich identitätsstiftend wirkt?

Und schließlich: Wie muß Bibliothekswissenschaft mit den *Inhalten* der Lehre verfahren, damit unsere heutigen Studierenden in den nunmehr „spartenfreien“ Studiengängen in Leipzig oder Köln, in Hamburg oder Berlin – kaum aus der Grätsche zwischen ÖB und WB befreit – nicht gleich in die nächste Kluft, die *zwischen Theorie und Praxis* gestoßen werden?

* * *

Beginnen wir also mit der *Bibliothekspolitik*:

„Das Ansehen einer Bibliothek hängt traditionell vom Umfang und von der Qualität ihrer Druckbestände ab.“³ – Diesen Satz findet man noch im *Berufsbild 2000: Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel*, das die Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände 1998 veröffentlicht hat. (Freilich steht dieser Satz dort nicht, um diese „Tradition“ festzuschreiben, sondern um sie begründet in Frage zu stellen.) Und auch die ebenso traditionelle Definition von „Bibliothek“ als einer „geordneten und benutzbaren *Sammlung* von Büchern“⁴, wie sie noch heute im „Hacker“ steht, scheint Georg Leyh noch in unseren Tagen recht zu geben, der 1949 schrieb: „Letzten Endes ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek von heute keine andere als vor mehr als 2000 Jahren in Alexandria: kritische Auslese der Bücher und Bereitstellen für die Benutzung. Die große Horizontlinie ist geblieben, nur die Akzente sind zahlreicher geworden, die Arbeit hat sich differenziert.“⁵

3 Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e.V.: *Berufsbild 2000: Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel*. - Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, 1998. - 62 S., hier S. 56.

4 Rupert Hacker: *Bibliothekarisches Grundwissen*. - 7., neubearb. Aufl. - München: Saur, 2000. - 366 S., hier S. 11.

5 Georg Leyh: *Das neue Berufsideal des Bibliothekars*. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 63 (1949) S. 95–97, hier S. 97.



Es geht also seit Jahrtausenden um das Sammeln und das Bereitstellen; je mehr Wertvolles eine Sammlung birgt, je mehr für die Benutzer bereitgestellt wird, um so „wichtiger“ ist eine Bibliothek. Und um es zu konkretisieren: um so „wichtiger“ ist natürlich der Leiter dieser Bibliothek, der Bibliothekar. Daß auch heute noch die reine Größe einer Sammlung für die Bibliothekare „wichtig“ ist, weiß jeder, der bemerkt hat, daß ihre Einstufung nach dem BAT auch heute noch u. a. von der jeweils verwalteten Bestandsgröße abhängt.

Mit dem seit dem 19. Jahrhundert schnell anwachsenden Publikationsaufkommen wuchsen die Bestandsgrößen der Bibliotheken wie auch die Informationsbedürfnisse ihrer Benutzer. Man brauchte einen Berufsbibliothekar – zunächst natürlich für die größten Bibliotheken. So begann die bibliothekarische Laufbahn in Deutschland 1893 mit dem „Erlaß, betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Königlichen Universitäts-Bibliotheken“. Diese „kulturpolitische Entscheidung“ hatte das Ziel, ein Studium, ergänzt durch eine bibliothekarische Fachprüfung, als „selbstverständliche Bedingung der Berufsausübung auszuweisen“ und den wissenschaftlichen Bibliothekar „mit einer fraglosen Identität auszustatten“.⁶

Vor etwas mehr als 100 Jahren traf also in den Mauern deutscher *wissenschaftlicher* Bibliotheken, die mit Leyh bis auf Alexandria zurückblickten, die alte Traditionslinie der Institution Bibliothek mit dem funkelneuen, staatlich anerkannten „Beruf“ des *wissenschaftlichen* Bibliothekars zusammen, der sich in der Folgezeit nicht zuletzt auch um die weitere Professionalisierung zu kümmern hatte.⁷ Hierzu gehörten nicht nur Identitätsstiftung und weitere Ausdifferenzierung innerhalb der eigenen Profession, sondern auch die Abgrenzung von „Berufsfremden“, also von jenen, die *nicht* wissenschaftlich vorgebildet waren, die *nicht* in wissenschaftlichen Bibliotheken oder eben *nicht* für die Wissenschaft ar-

6 Uwe Jochum: Bildungsgrenzen – Die Ausbildung des Höheren Bibliotheksdienstes in Deutschland. - In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000: Festschrift / hrsg. von Engelbert Plassmann und Ludger Syré. - Wiesbaden: Harrassowitz, 2000. - S. 231–251, hier S. 231 f.

7 Vgl. hierzu Alexandra Habermann: Der wissenschaftliche Bibliothekar – Zur Professionalisierung eines Berufes. - In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000, a. a. O., S. 41–58.

beiteten. Man kann auch 100 Jahre später noch wie Uwe Jochum der Meinung sein, daß „unter der glatten Oberfläche der Ausbildungserlasse, die die Einheit des Berufs qua Prüfung zu regulieren versuchten, der Beruf von Selbstzweifeln geplagt [blieb] und bis heute eine identitäre Professionalität vermissen“ läßt.⁸ Die 1998 im *Bibliotheksdienst* geführte Debatte um Zukunft und Stellenwert des Fachreferenten könnte jedenfalls als Beleg dafür dienen.⁹

Zur „Halbzeit“ dieser hundertjährigen Entwicklung hatte Georg Leyh an gleicher Stelle zur bibliothekarischen Identität den lapidaren Satz geschrieben: „Pluralismus ist das Zauberwort für die Lösung der Kernfrage der Bildung des Bibliothekars.“¹⁰

Ganz im Gegensatz zu solchen Gewißheiten beklagte wenig später jedoch Joris Vorstius nicht nur die „unbefriedigende Lage des Ausbildungswesens“, sondern auch die dafür verantwortliche „fehlende Klarheit über Wesen und Funktion der wissenschaftlichen Bibliothek.“ – Hören wir Vorstius genauer zu: „Durch Überbetonung des schmückenden Beiworts ‘wissenschaftlich’ haben sich unsere wissenschaftlichen Bibliotheken in eine schädliche Isolierung hineinmanövriert [...] Wenn wir Bibliothekare es ernst meinen mit wissenschaftlicher Haltung und Gesinnung, so müssen wir aufhören, mit dem *Begriff Wissenschaftlichkeit* zu *prunken* und ihn in oberflächlicher Weise an Stellen zu verwenden, wo er nicht ganz am Platz ist. Nicht die Bibliotheken, sondern die Bibliothekare sind wissenschaftlich oder sollten es wenigstens sein. Es ist nicht so, daß Wissenschaftlichkeit der höchste und letzte Wert ist, an dem man Bibliotheken messen könnte, so daß je nach dem Grade ihrer Wissenschaftlichkeit die Bibliotheken wertmäßig abgestuft würden. Auf diese

8 Uwe Jochum (wie Anm. 6) S. 232.

9 Vgl. Helmut Oehling: Wissenschaftlicher Bibliothekar 2000 – quo vadis?: 12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten. - In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998) S. 247–254; Peter te Boekhorst, Harald Buch, Klaus Ceynowa: „Wissenschaftlicher“ Bibliothekar 2000 – Hic Rhodus, hic salta!: Bemerkungen zu Helmut Oehlings Thesen zur Zukunft des Fachreferenten. - In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998) S. 686–693; Uwe Jochum, Helmut Oehling: Die das falsche Steckenpferd reiten: Eine Replik auf den Beitrag von te Boekhorst, Buch und Ceynowa im *Bibliotheksdienst* 32 (1998) H. 4. - In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998) S. 857–865; Wolfgang Schibel: „Fachreferat 2000“: 13 Thesen zur Differenzierung des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes. - In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998) S. 1040–1047.

10 Georg Leyh (wie Anm. 5) S. 97.



Weise würde man dem Eigenwert der Volksbücherei in keiner Weise gerecht.“¹¹

Die Bibliothekare sollten also wissenschaftlich sein, nicht die Bibliotheken! Zur Selbstverständigung solcher Bibliothekare existierte seit 1884 das *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, dessen vorrangiges Anliegen eine verbesserte Kommunikation zwischen den Bibliotheken und den Bibliothekaren war; in ihm sollten „die Lebensäußerungen der verschiedenen Bibliotheken wie in einem Centrum zusammenströmen.“¹² Und natürlich gab es seit 1900 den Verein Deutscher Bibliothekare, in dem „alle wissenschaftlich vorgebildeten Bibliothekare des Deutschen Reichs“ Mitglied werden konnten und der den erklärten Zweck verfolgte, „den Zusammenhang unter den deutschen Bibliothekaren zu pflegen und die Interessen des Bibliothekswesens zu fördern.“¹³

Allerdings wurden die „Lebensäußerungen der verschiedenen Bibliotheken“ weder im *Zentralblatt* noch im VDB nach 1900 wirklich umfassend wahrgenommen. Wenn hier von „verschiedenen Bibliotheken“ die Rede war, meinte man mehr und mehr die unterschiedlichen und sich immer weiter differenzierenden *wissenschaftlichen* Bibliotheken, auch wenn auf das „schmückende Beiwort“ noch meistens verzichtet wurde.

Ein Beleg dafür ist beispielsweise die bis heute unveränderte Namensgebung für das *Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken*, der wichtigsten Publikation des Vereins Deutscher Bibliothekare in den vergangenen 100 Jahren. Zwar wurden hier seit dem ersten Jahrgang 1902 bis in die 20er Jahre auch immer wieder „volkstümliche Anstalten“ aufgenommen, so daß im *Jahrbuch* von 1926 neben den zahlreichen rein wissenschaftlichen Bibliotheken auch 51 Volksbüchereien verzeichnet sind,¹⁴ doch konnte

11 Joris Vorstius: Bibliothek, Bibliothekar, Bibliothekswissenschaft. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 63 (1949) S. 172–185, hier S. 178 f. [Hervorhebung im Original].

12 Ernst Förstemann: Die Verbindung zwischen den Bibliotheken. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 1 (1884) S. 6–12, hier S. 6. - Vgl. hierzu auch Kornelia Richter: Der VDB und das *Zentralblatt für Bibliothekswesen*. - In: *Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000*, a.a.O., S. 283–301.

13 Satzungen des Vereins Deutscher Bibliothekare. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 17 (1900) S. 423 f.

14 Vgl. Engelbert Plassmann: Das *Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken* – Die „Grüne Bibel“. - In: *Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000*, a.a.O., S. 254–282, hier S. 275.



diese Art von Repräsentanz (für die im Einzelfall häufig eine Verknüpfung von Wissenschaftlicher Stadtbibliothek und kommunaler Volksbücherei den Ausschlag gab) die Realität der neu entstandenen „anderen Hälfte“ des Bibliothekswesens längst nicht mehr abbilden. Der gewaltige Aufschwung, den die kommunalen ÖBs seit der Wende zum 20. Jahrhundert nahmen, wurde im WB-Umfeld zunächst nicht in ausreichendem Maße wahrgenommen.

Die Wissenschaftlichen Bibliothekare hatten sich ja um ihre eigene Professionalisierung zu kümmern; sie erreichten 1909 die staatliche Sanktionierung einer zweiten *nicht*-wissenschaftlichen Bibliothekslaufbahn, des – damals so genannten – „mittleren Dienstes“, der sie von den stetig anwachsenden „rein mechanischen und technischen“ Arbeiten in immer größer und komplexer werdenden WBs entlasten sollte. Es gab unter den Mitgliedern des VDB zwar stets auch „wissenschaftlich gebildete“ Bibliothekare, die *nicht* in Wissenschaftlichen Bibliotheken arbeiteten, sondern sich für das aufblühende „Volksbüchereiwesen“ engagierten, doch war man sich gewiß, daß damit der neuen Bibliotheksform der Volksbücherei, die ja ohnehin keine Bibliothek im traditionellen Sinn war oder sein wollte, von seiten der „wissenschaftlichen Bibliothekare“ genügend Beachtung geschenkt sei.

Die „Volksbibliothekare“, die in ihrer Mehrheit *nicht* im VDB Mitglied waren, sahen das natürlich anders.

Im ÖB-Bereich gab es seit 1900 immer mehr Mitarbeiter, die nichts mit dem Personal der WBs zu tun hatten oder zu tun haben wollten – auch oder gerade nichts mit den „nicht-wissenschaftlichen“ mittleren Bibliotheksbeamten. Diese neuen „Volksbibliothekare“, so sieht es Vorstius, „fühlten sich ausschließlich als Pädagogen, als Erzieher zum guten Buch, während die wissenschaftlichen Bibliothekare sich veranlaßt sahen, das wissenschaftliche Moment um so stärker zu betonen, je mehr ihr Beruf in das Technisch-Organisatorische abzugleiten drohte.“¹⁵ Eine Trennung der Ausbildung nach *Sparten*, nicht nach der „Laufbahn“ eines höheren (wissenschaftlichen) oder eines mittleren (technischen) Bibliotheksdienstes, wurde deshalb für die Volksbibliothekare immer wichtiger.

15 Joris Vorstius (wie Anm. 11) S. 173.



Durch die Ausbreitung und Diversifizierung kommunaler ÖBs entwickelte sich mit zunehmender Deutlichkeit ein neues „volksbibliothekarisches“ Berufsbild und Selbstverständnis, für das weder das *Zentralblatt*, noch das *Jahrbuch* ausreichend Raum boten: Das *Zentralblatt* verschloß sich im Streben nach Wissenschaftlichkeit immer mehr den aus der volksbibliothekarischen Sphäre stammenden bibliothekarischen Problemen, für deren Behandlung besondere Organe, wie die *Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen* geschaffen wurden, die seit 1900 – zunächst noch in Verbindung mit dem *Zentralblatt*, bald aber schon als selbständige Zeitschrift – erschienen. Seit den Zwanziger Jahren fand die Selbstverständigung der ÖBs dann in zwei spartenreinen Fachzeitschriften statt: in *Bücherei und Bildungspflege* und in den *Heften für Büchereiwesen*, die in der frühen NS-Zeit dann zur *Bücherei* zwangsvereinigt wurden.¹⁶

Und die Aufnahme einzelner „volkstümlicher Anstalten“ ins *Jahrbuch* genügte den ÖB-Bibliothekaren schon vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr: So erstellte Bennata Otten im Jahre 1910 das erste deutsche ÖB-Verzeichnis unter dem Titel *Die deutschen Volksbibliotheken und Lesehallen in Städten über 10.000 Einwohner*, das allerdings noch nicht als Periodikum erschien. Zu einem solchen *Jahrbuch der Deutschen Volksbüchereien* kam es erst 1926, was in der Folgezeit dazu führte, daß man beim *Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken* auf die Aufnahme „neuer Volksbüchereien“ verzichtete und die Angaben über die 51 verzeichneten Einrichtungen (im übrigen weniger als 10 Prozent der im ÖB-Jahrbuch nachgewiesenen Bibliotheken¹⁷) nach und nach weiter reduzierte.¹⁸

Aus dem eingeschränkten *Miteinander* auf der „akademischen“ Ebene des *Zentralblatts*, im Verein Deutscher Bibliothekare und seinem *Jahrbuch* wurde immer mehr ein *Nebeneinander* und – besonders ausgeprägt seit den Zwanziger Jahren – ein partielles *Gegeneinander* zweier Sparten, die sich trotz aller erdenklichen Meinungsverschiedenheiten und „Richtungsstreitigkeiten“ in den jeweils eigenen Reihen immer mehr als zusammengehörig empfanden. Vorstius schreibt: „Der Verein Deutscher

16 Vgl. ebd., S. 173 f.

17 Vgl. Franz Schriewer: Durchschnittszahlen deutscher kommunaler Büchereien. - In: *Bücherei und Bildungspflege* 12 (1932) S. 177.

18 Vgl. Engelbert Plassmann (wie Anm. 14), S. 275 f.

Bibliothekare achtete je länger desto mehr darauf, daß nur im wissenschaftlichen Bibliotheksdienst Ausgebildete und Tätige als Mitglieder aufgenommen wurden, und die Volksbibliothekare mußten sich in eigenen Verbänden zusammenschließen. So stand die Einheit des Bibliothekswesens zuletzt nur noch auf dem Papier.¹⁹ Spätestens seit der Gründung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare (VDV) als Gegenüber des VDB im Jahre 1922 hatte diese spartenbezogene Selbstwahrnehmung auch ihre bibliothekspolitisch manifeste Form gefunden.

Zwar gab es in diesem Zeitraum auch im ÖB-Bereich stets Mahner, die die „Einheit des Bibliothekswesens“ gerade angesichts der immer deutlicher werdenden Differenzierung von Bibliothekstypen und -aufgaben beschworen, doch die bibliothekspolitische Entwicklung ging über solch spartenübergreifendes „Papier“ einfach hinweg.

Paul Ladewig, der als Vierzigjähriger 1898 die Kruppsche Bücherhalle in Essen begründet hatte, lieferte 1912 mit seiner *Politik der Bücherei* ein vorläufig letztes „allgemeines Buch über Aufgabe und Praxis“ der Bibliothek, in dem er mit Blick auf die Entwicklung des internationalen, vor allem des amerikanischen Bibliothekswesens eindrucksvoll gegen den sich abzeichnenden deutschen Sonderweg der bibliothekarischen Spartenentrennung argumentierte und für ein Miteinander all der sich neu entwickelnden Bibliothekstypen und -formen plädierte, die über die engen Grenzen ihrer eigenen Funktion und Arbeitsweise hinausblicken und sich gegenseitig anregen sollten:

„Die Verwaltung der jungen wissenschaftlichen Bücherei [in Amerika] nimmt ebenso selbstverständlich die freien Grundsätze der öffentlichen Bücherei an, wie sich in Europa, zumal in Deutschland, die öffentliche Bücherei an die ältere wissenschaftliche geschmiegt hat.“

Und weiter: In Deutschland wirbeln wir ... „Büchereiformen, wie Blinden- und Kinderbücherei und andere durcheinander, *als ob sie verschiedene Wesenheiten seien*. Verschiedenen Wesens gibt es nur dreierlei Büchereiformen: die wissenschaftliche und archivalische Bücherei für den gelehrten Zweck, die allgemeine öffentliche Bücherei, die als die Norm der modernen Bücherei überhaupt zu gelten hat, und die Volksbücherei, welche das Volkstum in der Tiefe aktiv mit dem Schrifttum

19 Joris Vorstius (wie Anm. 11) S. 174.



erstmalig in Berührung bringt. Jede dieser drei Grundformen kann formal verschieden ausgebildet werden und jede [...] hat dem Bedürfnis folgend ein breites Übergangsgebiet nach der einen oder anderen Seite.“²⁰

Und Ladewigs Satz – „Die Volksbücherei ist als *Vorstufe* der allgemeinen öffentlichen Bücherei eine hochwichtige Aufgabe: die Grundlage für das Aufsteigen der Nation.“²¹ – ist den hierarchisch denkenden und aus ihrer „wissenschaftlichen“ Höhe auf die kleinen Volksbibliotheken herabschauenden Wissenschaftlichen Bibliothekaren ebenso ins Stammbuch geschrieben wie den Volksbibliothekaren, die meinten in der Postulierung zweier *unvergleichbarer und gerade deshalb gleichberechtigter Bibliothekssparten* endlich aus der „historischen Abhängigkeit“ von der Wissenschaftlichen Bibliothek herauskommen und ihre eigene volksbibliothekarische Autonomie begründen zu können.

Wie der Wissenschaftliche Bibliothekar seit 1909 auf den „mittleren Dienst“ in Bibliotheken, dessen Vorgesetzter er ja war, herabblicken konnte, wurde es für die zahlreicher werdenden „Autonomen“ unter den Volksbibliothekaren immer entscheidender, solchem „Laufbahndenken“ ein ihre *Identität stiftendes Spartendenken* entgegenzusetzen und eine unabhängige ÖB-Ausbildung zu fordern, die sich möglichst unverwechselbar von der Ausbildung des „mittleren Dienstes“ im WB-Bereich zu unterscheiden hatte. Nur so glaubte man, im Gegenüber von ÖB und WB mit der Zeit auf „gleiche Augenhöhe“ kommen zu können.

Diese Frage nach einer eigenen ÖB-Ausbildung, die in Preußen durch eine „Verkoppelung der volksbibliothekarischen Fachprüfung mit der Prüfung für den mittleren Dienst an den wissenschaftlichen Bibliotheken“²² verhindert war, wurde aus Sicht des Verbands Deutscher Volksbibliothekare in den Zwanziger Jahren zur „leidigen Ausbildungsfrage“²³; sie hatte die Gemüter schon länger beschäftigt.

Selbst Paul Ladewig hatte schon 1912 das Problem einer adäquaten ÖB-Ausbildung, die in den vorhandenen preußischen Regelungen un-

20 Paul Ladewig: Politik der Bücherei. - Leipzig: Ernst Wiegandt, 1912. - 427 S., hier S. 13.

21 Ebd., S. 73 [Hervorhebungen d. Verf.].

22 Verband deutscher Volksbibliothekare (bislang Deutscher Büchereiverband): Bericht über die Jahresversammlung in Erfurt am 10. Juni 1924. - In: Hefte für Büchereiwesen 9 (1924) S. 184–186, hier S. 185.

23 Wilhelm Schuster am 12. November 1929 an Richard Fick (VDB-Archiv/1898–1929).

berücksichtigt blieb, erkannt: „Wir pflegen aus dem Bereich des zünftig wissenschaftlichen Bibliothekariates das Personal zu entnehmen, und sind im Begriffe, ein ebenfalls für die wissenschaftliche Bücherei gedachtes mittleres Personal ebenso zu benützen. Aber die Ausbildung zielt doch eben bisher mehr auf das Bibliophile und Philologische, denn auf das Verwaltungstechnische und Pädagogische dem Publikum gegenüber. [...] Wir entbehren ein hinreichend freies und zweckdienlich arbeitendes Personal für Büchereien, das weder von der wissenschaftlichen Bücherei, noch von humanitärem Samariterdienst, noch von der Schule ausgehen kann.“²⁴

Hinsichtlich bibliothekarischer Ausbildung und auch hinsichtlich einer Bibliothekswissenschaft, die die erforderliche „Bibliotheksliteratur“ hervorzubringen habe, sieht Ladewig neidvoll auf die von Melville Dewey gegründete Bibliotheksschule, „an der [...] je ein Lehrer für besondere Fächer der modernen Bücherei lehrt: Bibliotheksverwaltung, Katalogisieren, wissenschaftliches Katalogisieren, Katalogisierung von Wörterbüchern, Registerkunde [...], Bibliographie, Buchbinderei, Herstellung von Bibliotheksdrucksachen, Büchereibau, Einführung in die Benutzung von Büchern und Büchereien“. Demgegenüber sei „dasjenige, was wir [in Deutschland] als Bibliothekswissenschaft gern bezeichnen, zu einem Teile [...] antiquarische und historische Wissenschaft. Zum anderen Teil ist's eine Praxis, die vollkommen unabhängig von der Gelehrsamkeit ist. [...] Durcharbeitungen der Probleme in der Bibliotheksliteratur fehlen bei uns ebenso augenfällig, wie andererseits ein Reichtum an zerstreuten Einzelbemerkungen über alle Teile des Faches vorgewiesen werden kann.“²⁵

Das hier für den ÖB-Bereich markierte Defizit eines „hinreichend freien und zweckdienlich arbeitenden Personals“ brachte Ladewig dennoch nicht dazu, in einer Spartentrennung des Bibliothekswesens die Lösung zu sehen. Sein Blick nach Amerika gab ihm Anlaß genug zu glauben, daß es auch ohne Spartentrennung zu einer adäquaten Ausbildung für alle bibliothekarischen Arbeitsbereiche kommen könne und müsse. Damit stand er allerdings ziemlich allein; die meisten seiner Zeitgenossen und viele spätere Generationen sahen dies ganz anders.

24 Paul Ladewig (wie Anm. 20) S. 54 f.

25 Ebd., S. 22 f.



„Die Besonderheit, ja Unvergleichlichkeit der von ihnen jeweils repräsentierten Institution, die Relevanz der innerhalb des öffentlichen Dienstes erreichten Stellung bzw. Anstellung und – von alledem abgeleitet – die eigene Unverwechselbarkeit stand in den letzten 100 Jahren solchermaßen im Vordergrund bibliothekarischer Weltwahrnehmung, daß hieraus erwachsenes Sparten-, Standes- oder Laufbahndenken nahezu jedes Wollen und Handeln der Bibliothekare mitbestimmt hat. Ihre Suche nach Gemeinsamkeiten mit anderen kam auf dem Weg zu einer autonomen Position in der Gesellschaft, der – gefaßt in ein eng verstandenes Berufsbild – zunächst die eigene soziale Unabkömmllichkeit zu untermauern hatte, lange Zeit zu kurz.“²⁶

Auch wenn sich die Volksbibliothekare in der Zeit um den Ersten Weltkrieg und zum Teil noch lange danach heftig um die „Richtung“ ihrer Bewegung stritten und die Kontrahenten in dieser Auseinandersetzung nicht mit Kritik aneinander sparten, so entwickelte sich doch in und durch diese Debatten im ÖB-Bereich ein deutlicher werdendes *autonomes Berufsbild*, das sich von der WB-Sparte nachhaltig absetzte. Die Spartentrennung der Ausbildungsgänge war aus einer solchen Perspektive unumgänglich!

Und für die zum Teil noch mangelnde Einsicht einzelner in den doch „grundverschiedenen Charakter“ der beiden Sparten machte man die „geschichtliche Abhängigkeit der volkstümlichen Bücherei von der wissenschaftlichen Bibliothek“ verantwortlich. Man diagnostizierte ein vor allem im WB-Bereich grassierendes Vorurteil, bei der Volksbücherei handle es sich bloß um eine „Kleinform der wissenschaftlichen Bücherei [...], welche die größere Anstalt überall dort ersetzen soll, wo man keinen bibliothekarischen Großbetrieb erhalten kann.“ – So konnte man es 1924 in den *Heften für Büchereiwesen* lesen. Und weiter: „Die volkstümliche Bücherei hat mit der wissenschaftlichen nicht mehr gemein als eine modern eingerichtete Buchhandlung, die Bücher nämlich, die Zettelwerke und den Kundenverkehr.“²⁷ Denn: „Die wissenschaftliche Bücherei sam-

26 Gerhard Hacker: „Was die Mode streng geteilt ...“ – Zur Kooperation bibliothekarischer Vereinigungen in Deutschland. - In: Verein Deutscher Bibliothekare 1900–2000, a.a.O., S. 203–230, hier S. 203.

27 Arthur Herr: Das Buch und das Doppelstück in der volkstümlichen Bücherei. - In: Hefte für Büchereiwesen 9 (1924) S. 2 f.

melt [...] für den Ausbau der Wissenschaft, die volkstümliche dagegen für den Aufbau des Volksgeistes. Ein und dasselbe Buch hat eine grundverschiedene Aufgabe, je nach seiner Einreihung in den einen oder den anderen Typus. [...] Hören wir also auf, danach zu trachten, wissenschaftliche Gebiete zu repräsentieren und vertiefen wir uns lieber darein, Seelen aufzubauen.“²⁸

Solch ein grundsätzlich gezogener Trennungstrich zwischen WB und ÖB mußte freilich auch das Berufsbild umfassen: Während der wissenschaftliche Bibliothekar vor allem „in seinem Fache zu Hause sein“ und zugleich „einen Gesamtanblick der Wissenschaften in sich“ tragen sollte, um die „menschlich-kulturelle Stellung der Wissenschaft als solche“ zu kennen, handelte es sich beim „Volksbuchwart [...] nicht um Wissen und gelehrte Schulung, sondern um menschliche Reife und Persönlichkeit“. Dieser müsse „das Leben kennen, mit seiner Zeit vertraut sein und ihren Gang und ihre Strömungen verstehen. [...] Er muß bis zu den Knien in seinem Volkstum stehen.“²⁹

Ein unmißverständliches Plädoyer für ein eigenes Berufsbild! Ein Berufsbild, das aber noch ganz maßgeblich von der Abgrenzung zum WB-Bereich lebte, denn: „Solange die wissenschaftliche Bibliothek das stille Ideal der volkstümlichen war, hat diese auch ihre eigene Arbeitsweise nach jener ausgerichtet. Heute besinnt sich der Volksbuchwart auf das Besondere seiner Aufgabe.“³⁰

Und interessanterweise wird hier zwar das Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars umrissen, um sich möglichst weit davon abzusetzen, *doch in Frage gestellt wird es nicht!*

Noch 1932 konnte man im *Zentralblatt* eine weitgehend übereinstimmende Selbstdarstellung des wissenschaftlichen Bibliothekars finden.³¹

Walter Hofmann publizierte in den Zwanziger Jahren allerdings bereits ein Berufsbild des Volksbibliothekars, ohne noch auf das traditionelle Berufsverständnis der wissenschaftlichen Bibliothekare zu rekur-

28 Ebd., S. 3f.

29 Ebd., S. 7.

30 Ebd., S. 7 f.

31 Vgl. Gustav Bergmann, Ferdinand Haeger: Zur Eignungsfrage im bibliothekarischen Berufe. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 49 (1932) S. 234–240, hier S. 238.



rieren. Aus seinem neun Punkte umfassenden Anforderungsprofil tritt uns ein Alleskönner entgegen, der einen „natürlichen Instinkt für das Wesentliche und Echte“ besitzt. An erster Stelle hat er jedoch ein „Mann der verwaltenden Fähigkeit und des praktischen organisatorischen Denkens zu sein“ sowie „Geschäftsmann“ und „Diplomat“ zugleich. Außerdem solle er als „geistiger Mensch [...] mit selbständigem Urteil und ohne parteiische oder cliquenmäßige Bindung in wissenschaftlicher, literarischer, sozialer und politischer Beziehung“ seine Arbeit tun und als „wissenschaftlicher Kopf [...] das Ganze des verschlungenen Systems der volkstümlichen Bücherei in klarer Überschau“ behalten.³²

Hofmann war es 1914 gelungen, in der Buchstadt Leipzig eine erste von jeder Einflußnahme aus dem WB-Bereich freie, unabhängige Fachschule für Volksbibliothekare zu begründen. 1915 wurde dann am selben Ort eine weitere Ausbildungseinrichtung für die mittlere und höhere Beamtenlaufbahn in Bibliotheken und Museen, angeschlossen an das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum eröffnet. Dietmar Kummer hat in einem Beitrag für die Festschrift zum 80-jährigen Bestehen der bibliothekarischen Ausbildung in Leipzig die Entstehungsgeschichte und ersten Jahre dieser Einrichtungen aufgearbeitet.³³ Wir befinden uns also hier und heute an einem Ort, an dem die nach Sparten getrennte bibliothekarische Ausbildung in Deutschland auf ihre längste Tradition zurückblickt.

Und wie es heute eine Vielzahl *spartenbezogener* Lehr- und Fachbücher gibt, die es uns nicht gerade leicht machen, *spartenfrei* zu lehren, so gab es 1914 in mancherlei Hinsicht ähnliche Probleme – indes mit umgekehrten Vorzeichen. So wurden an beiden Leipziger Fachschulen wohl zunächst annähernd gleiche Lehrbücher benutzt: Für die Formalerschließung die *Instruktionen für die Alphabetischen Kataloge der Preu-*

32 Walter Hofmann, Robert von Erdberg: Die Lauensteiner Tagung: Ein Beitrag zur Frage nach Möglichkeit und Schwierigkeit organisatorischer Maßnahmen innerhalb kultureller Bewegungen. - In: Hefte für Büchereiwesen 9 (1924) S. 269–289, hier S. 277.

33 Vgl. Dietmar Kummer: Zu den Ursprüngen und Inhalten der Diplom-Bibliothekerausbildung in Leipzig. - In: Bibliothekarisches Studium in Vergangenheit und Gegenwart: Festschrift aus Anlaß des 80jährigen Bestehens der bibliothekarischen Ausbildung in Leipzig im Oktober 1994 / hrsg. von Engelbert Plassmann und Dietmar Kummer. - Frankfurt am Main: Klostermann, 1995. - S. 121–136.

ßischen Bibliotheken in der 2. Ausgabe von 1908 – in der ÖB-Ausbildung wohl „Mit Zusätzen und Kürzungen zum Gebrauch in volkstümlichen Bibliotheken“ versehen, die an Hofmanns Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen erarbeitet worden waren. Für die Bibliotheksverwaltung benutzte man vermutlich in beiden Einrichtungen das *Handbuch der Bibliothekslehre* von Arnim Graesel als Grundlage.³⁴

Auch die Themen, die in beiden Einrichtungen zur allgemeinen Bibliothekslehre gerechnet wurden, sehen sich auf den ersten Blick recht ähnlich. Dietmar Kummer interpretiert die dennoch vorhandenen Unterschiede, die es neben einem analogen „höchst praktischen Sammelsurium zur Erleichterung des Berufsalltags“ (Bürokunde, Briefverkehrskunde, bibliothekarische Handschrift etc.) natürlich auch hier gab, als einen eher systematisch-deskriptiven Zugang sowie als stärkere Benutzerorientierung in der ÖB-Ausbildung und als einen stärker historisch geprägten Ansatz in der WB-Fachschule.³⁵

„Während für WB den Berufsaufgaben entsprechend der Lehrgegenstand Bibliographie dominierte, ergänzt durch Wissenschaftskunde und eine bemerkenswert umfangreiche Vorlesung zur Literaturgeschichte, behandelte man bei ÖB diese Gegenstände am praktischen Beispiel, bezogen auf die Volksbücherei.“³⁶ – Also auch im Bereich Bibliographie und Sacherschließung gab es Unterschiede ... Jedoch auch hier Unterschiede in der *Schwerpunktsetzung* und im Hinblick auf die erwartbare Relevanz der Inhalte in einer späteren Berufspraxis im WB- oder ÖB-Bereich! – So verwundert es nicht, daß andernorts die Gegner einer solchen klar getrennten Ausbildung von Bibliothekaren nach dem „Leipziger Modell“ noch lange gegen die institutionalisierte Spartenrennung in neuen Ausbildungsstätten argumentierten.

Doch war die Atmosphäre – gerade in den Zwanziger Jahren – für einen sachlichen Austausch von Argumenten hinsichtlich der Relevanz der Spartenrennung in der Berufspraxis wie auch in der berufsqualifizierenden Ausbildung denkbar schlecht geeignet. Der Abgrenzungsdiskurs vonseiten der autonomen Volksbücherei nahm an Schärfe zu und wurde vor allem seit der Gründung eines eigenen ÖB-Verbandes und mit

34 Vgl. ebd., S. 129 f.

35 Vgl. ebd., S. 131 f.

36 Ebd., S. 130.



dem allmählichen Abflauen des „Richtungsstreits“ zunehmend zu einer Auseinandersetzung um „Glaubenssätze“, nicht um Sachargumente. Die Unvergleichlichkeit des eigenen Tuns wurde für die ÖB-Sparte zu einem nicht mehr diskutablen Kernsatz. Ein eindrucksvoller Beleg für die damalige Atmosphäre und das zum Teil religiös anmutende Sendungsbewußtsein liefert der von Franz Schriewer 1932 veröffentlichte den nebenstehenden *Katechismus* der Volksbücherei.

Nur die hier rot markierten „Glaubenssätze“ sind noch der Abgrenzung von ÖB und WB gewidmet. Alle anderen Gegenüberstellungen dienen zur Verortung der ÖB in der damaligen Gesellschaft und haben den Zweck, die ÖB in ihrem Verhältnis zu Bereichen, wie dem Buchhandel, Lesezirkeln oder den gewerblichen Leihbüchereien, als *unvergleichlich und damit unverzichtbar* zu beschreiben. Und man darf auch nicht vergessen, daß dieses Dokument mitten in der Weltwirtschaftskrise verfaßt wurde – einer Zeit, in der die kommunalen Träger in besonderer Weise Not litten.

So wurde auch der Kampf des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare um eine selbständige ÖB-Ausbildung in Preußen und vor allem um ein *spartenreines* ÖB-Examen zu einem Kreuzzug, der nach acht Jahren endlich zum Erfolg führte. Hofmanns Leipziger Zentralstelle hatte die Aufhebung der „Verkoppelung“ von WB- und ÖB-Prüfung in Preußen schon lange gefordert. Der VDV setzte sich seit 1924 verstärkt für diese Forderung ein.³⁷ Noch 1928 gab es allerdings in den eigenen Reihen neben den Anhängern einer getrennten volksbibliothekarischen Ausbildung auch noch Anhänger einer „Gabelung“ der Ausbildung. Hierunter wurde eine gemeinsame Grundausbildung mit den WB-Bibliothekaren verstanden, die sich dann spartenbezogen differenzieren sollte – also eine Form der Ausbildung, wie sie hier in Leipzig in den vergangenen zehn Jahren unter dem Stichwort „Y-Modell“ praktiziert wurde.

Diese Anhänger einer solchen „Gabelung“ gaben der Ausbildungskommission des VDV, die über die Reform der ÖB-Ausbildung in Preußen zu verhandeln hatte, 1928 folgenden Auftrag:

37 Vgl. Verband Deutscher Volksbibliothekare (wie Anm. 22) S. 185.

EIN KATECHISMUS

Die Volksbücherei

was sie **nicht** ist und **was** sie ist

Nicht Leihbibliothek als Geschäft	sondern Bildungseinrichtung
Nicht rationelle Genossenschaftseinrichtung zur billigsten Versorgung mit Lektüre	sondern selbständiger u. aktiver Kulturträger im Zusammenhang mit Volksschule, höherer Schule, Berufsschule, Volkshochschule, Theater u.s.w.
Nicht angesamelter Bücherhaufen u. Lesefutter	sondern kritisch ausgewählter u. sinnvoll gestalteter Buchbestand
Nicht abhängig von Buchmoden u. Reklame	aber zeit- u. lebensverbunden
Nicht Zubringer der Modeschriftsteller	sondern Förderer des wertvollen Schriftgutes
Nicht eine Anstalt für bloße Unterhaltung	sondern Stütze der Erkenntnis u. des beruflichen Könnens
Nicht Fachbibliothek o. wiss. Materialsammlung	sondern Trägerin der Allgemeinbildung
Nicht passiv u. zufrieden mit bloßer Bereitstellung der Bücher	sondern aktiv u. bestrebt, die Buchwelt durch besprechende u. führende Kataloge, Vorlesestunden, Volkshochschule u.s.w. zu erschließen
Nicht Massenverbreitung des Buches nach Schablone	sondern bemüht, der Individualität des Lesers gerecht zu werden
Nicht Werkzeug irgendwelcher Parteien u. Interessen	sondern allen Volksschichten in gleicher Objektivität zugewandt
Nicht Richterin über Weltanschauungen	sondern Helferin in den seelischen, geistigen u. praktischen Bedürfnissen aller Bevölkerungsschichten

nach: Franz Schriewer in: Bücherei und Bildungspflege 12 (1932) S. 173.



„Wir sind grundsätzlich gegen eine völlige Auseinanderreißung des wissenschaftlich-bibliothekarischen und des volksbibliothekarischen Berufes. Die Methoden der Gabelung und deren Vorteile und Nachteile sind von der Ausbildungskommission zu untersuchen und darzustellen.“³⁸

Was ein knappes Jahr später von dieser Richtlinie blieb, war ein halbjähriges Praktikum der Volksbibliothekare an einer WB im Rahmen ihrer dreijährigen Ausbildung. Die energischen Gegner auch nur einer Teilausbildung unter dem gemeinsamen Dach einer Fachschule hatten sich durchgesetzt.³⁹ Die Anhänger der „Gabelung“, zu denen u.a. die Vertreter der Preussischen Staatsbibliotheken, aber auch der 1920 gegründete „Reichsverband“ des „mittleren Dienstes“ gehörten, argumentierten zwar noch eine Weile gegen die Spartenrennung der „verschwisterten Berufe“ und warnten davor „im Interesse des deutschen Bibliothekswesens wie auch der Anstellungsaussichten des Nachwuchses“,⁴⁰ doch blieb diese Warnung wirkungslos.

Der Verbandsvorsitzende Wilhelm Schuster hielt vielmehr dagegen: „Das allein Entscheidende ist, daß die volksbibliothekarische Berufskunde sich so stark entwickelt hat und daß die Anforderungen [...] so gewachsen sind, daß man die Belastung der volksbibliothekarischen Anwärter mit dem umfangreichen Stoff, der für die Tätigkeit an wissenschaftlichen Bibliotheken gedächtnismäßig beherrscht werden muß, nicht mehr verantworten kann.“⁴¹

Schenkt man diesen Worten Glauben, so muß der ausschließlich ÖB-relevante Lehrstoff in der Tat seit 1914 gewaltig angewachsen sein!

Auch aus der Praxis kamen nach Inkrafttreten der neuen *Preussischen Bibliotheks-Prüfungsordnung* im Herbst 1930 Stimmen, die fragten, wo es den „Volksbibliothekar denn sozusagen in Reinkultur“ gebe, und zu

38 Verband Deutscher Volksbibliothekare: Bericht über die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare. - In: Bücherei und Bildungspflege 9 (1929) S. 32–35, hier S. 35.

39 Vgl. Verband Deutscher Volksbibliothekare: Die 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Frankfurt a. M. vom 29. 9. – 2. 10. 1929. - In: Bücherei und Bildungspflege 9 (1929) S. 415–431, hier S. 419.

40 Wolfgang van der Briele: Zur Ausbildungsfrage für den Dienst an Bildungsbüchereien in Preußen. - In: Bücherei und Bildungspflege 10 (1930) S. 22–25, hier S. 22f.

41 Wilhelm Schuster: Zur Ausbildungsfrage für den Dienst an Bildungsbüchereien in Preußen. - In: Bücherei und Bildungspflege 10 (1930) S. 25–28, hier S. 25.

bedenken gaben, daß sich auch der „wissenschaftliche Bibliothekar nie ganz volksbildnerischen Anforderungen entziehen“ könne. Gerade für Leitungsfunktionen in größeren kommunalen Bibliothekssystemen brauche man weder einen „Nur-Volksbibliothekar“ oder einen „nur wissenschaftlichen Bibliothekar“. ⁴² Die Frage nach einem „höheren Dienst“ in kommunalen Bibliotheken stand 1932 im Raum. Die damit verknüpfte Vorstellung einer „Laufbahntrennung“ innerhalb der gerade gewonnenen beruflichen ÖB-Identität rief aber sogleich den Widerstand der Verbandsführung hervor. Ihr galt es vor allem, die „Einheit des volksbibliothekarischen Berufes, wie sie seinem innersten Wesen und Ethos entspricht“, unbedingt zu wahren. Mit den Verhältnissen im wissenschaftlichen Bibliotheksdienst ließen sich die im ÖB-Bereich nicht vergleichen. ⁴³

Die NS-Zeit zementierte die Spartenrennung durch die unterschiedliche „ständische“ Einordnung der beiden Berufsgruppen nur noch fester. Überall wurden nun spartenrein ausgebildet. Die nachwachsenden Bibliothekargenerationen kannten es bald nicht mehr anders.

Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs wäre ein Neuanfang auf anderen Fundamenten sicherlich denkbar gewesen. Doch hatten sich die Glaubenssätze von der Unvereinbarkeit von ÖB und WB aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren auch nach dem Krieg noch in den meisten Köpfen gehalten. Auf den ersten Bibliothekartagen nach 1945 in Ost und West wurde auch über die „Ausbildungsfrage“ weiter diskutiert. Doch wurden auch schnell Fakten geschaffen. In der britischen Zone hatte man „im Anschluß an bestehende Büchereischulen für den volksbibliothekarischen Dienst in Köln und Hamburg zwei Abteilungen für den wissenschaftlichen Dienst eingerichtet, die nach einheitlichen Richtlinien eng zusammenarbeiteten“. Von WB-Seite werde man „in dieser Ausbildung eine enge Fühlungnahme mit der volksbibliothekarischen Ausbildung“ anstreben, die „in den letzten Jahrzehnten verlorengegangen war.“ ⁴⁴ So

42 Vgl. Wolfgang Springmann: Der Ausbildungsgang des akademisch vorgebildeten Bibliothekars an kommunalen Büchereien. - In: Hefte für Büchereiwesen 16 (1932) S. 285–289, hier S. 288.

43 Verband Deutscher Volksbibliothekare: Zur Ausbildung der akademisch vorgebildeten Anwärter. - In: Hefte für Büchereiwesen 16 (1932) S. 135–138, hier S. 137.

44 Gerhard Meyer: Bibliothekartagung in Hamburg vom 22. – 24. Oktober 1946. - In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 61 (1947) S. 87–94, hier S. 91.



war es 1947 im Bericht des *Zentralblatts* über die Bibliothekartagung in Hamburg im Oktober 1946 lesen. Doch aus der „engen Fühlungnahme“ wurde nicht viel: In beiden Städten gab es dann doch bald wieder völlig getrennte Ausbildungsgänge.

Ähnlich verlief es im Osten Deutschlands. Im November 1947 kamen in Leipzig die sächsischen Bibliothekare spartenübergreifend zu einer Tagung zusammen. Auch hier wurde ausführlich über die künftige Ausbildung gesprochen, und auch hier wies man sogleich auf die „erheblichen“ spartenbezogenen Unterschiede in Ausbildungsinhalten und Prüfungsfragen hin. Zwar mußten sich im neuen Deutschland künftig auch die wissenschaftlichen Bibliothekare „wesentlich mehr an den Menschen wenden“, allerdings würden „die Arbeitsweise und das Aufgabengebiet der beiden Bibliotheksarten doch sehr weit auseinanderliegen.“⁴⁵ In der Folge wurden für die SBZ zwei getrennte Ausbildungsordnungen erlassen, die Georg Leyh zufolge schlicht anerkannten, daß es sich bei ÖBs und WBs auch nach 1945 noch um „zwei in wesentlichen Dingen voneinander abweichende Bibliothekstypen“ handle.⁴⁶

Einer der ganz wenigen, die nach dem Krieg ein neues Denken und auch eine neue Bibliothekswissenschaft forderten, war der bereits zitierte Joris Vorstius. Er ging von einem „einheitlichen Bibliothekswesen“ sowie von einer „einheitlichen Bibliothekswissenschaft“ aus, der „naturgemäß ein einheitlicher Bibliothekarsstand“ entspreche: „Gewiß: die einzelnen Gruppen der Bibliothekare haben sich außerordentlich weit auseinandergelebt, und die speziellen Anforderungen an den Volksbibliothekar sind sicher weitgehend andere als die an den wissenschaftlichen Bibliothekar. Aber gibt es nicht auch ein großes Gebiet bibliothekarischen Fachwissens, das allen Gruppen [...] gemeinsam ist? Und es würde sicher unsere Lage verbessern, wenn es gelänge, eine allgemeine bibliothekarische Grundausbildung zu schaffen, zu der dann für jede Gruppe eine Zusatzausbildung hinzutreten müßte.“⁴⁷

Was Vorstius vorschwebte, war also ein „Y-Modell“, das die beiden Sparten nicht nur durch Praktika in Bibliotheken der jeweils anderen

45 Heinz Trepte: Die sächsische Bibliothekartagung in Leipzig. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 62 (1948) S. 231–237, hier S. 235 f.

46 Georg Leyh: Der Bibliothekar der Zukunft. - In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 63 (1949) S. 151–171, hier S. 160.

47 Joris Vorstius (wie Anm. 11) S. 182 f.



Sparte, sondern auch durch eine integrierte theoretische Ausbildung wieder näher zusammenbringen sollte. Und der *Bibliothekswissenschaft* weist Vorstius die vordringliche Aufgabe zu, „die innere Einheitlichkeit des Bibliothekswesens“ widerzuspiegeln. Leider ergebe „ein Blick in die Entwicklung der bibliothekarischen Fachliteratur ein anderes Bild“.⁴⁸ – Man möchte hinzufügen: zum Teil bis heute! – Im folgenden betrachtet Vorstius kritisch die Entwicklung der Bibliothekswissenschaft seit 1900 und kommt nach einer Diskussion der unterschiedlichen Ansätze und Schwerpunktlegungen bei Harnack, Herse, Milkau und Leidinger zu der Einschätzung, daß es bei allem Bemühen um das Fach bislang „an einer tiefeschürfenden Besinnung auf den einheitlichen Urgrund des Bibliothekswesens gefehlt“ habe; nur so sei es zu erklären, daß selbst das von Milkau begründete, überaus umfassende *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* „dem Volksbüchereiwesen weder in dem Bande über die Bibliotheksverwaltung noch [...] in dem der Bibliotheksgeschichte gewidmeten Schlußband Aufmerksamkeit geschenkt hat.“⁴⁹

Demnach war bis dahin – auch entgegen zum Teil anderslautenden Vorsätzen – die „Bibliothekswissenschaft“ eine WB-Wissenschaft geblieben!

Doch es geht nicht nur darum: Vorstius war sich sehr wohl darüber im klaren, daß diesem Defizit der Bibliothekswissenschaft nicht dadurch abgeholfen sei, daß künftig die „vergessene“ zweite Sparte in Form einer ÖB-Wissenschaft quasi nachgereicht würde. Vielmehr war die funktionale Differenzierung im deutschen Bibliothekswesen um das Jahr 1950 bereits so weit fortgeschritten (vor allem durch die Entwicklung der Spezialbibliotheken), daß eine zweigeteilte, spartenbezogene Herangehensweise die Bibliothekswissenschaft wiederum an der Realität des Bibliothekswesens vorbeigeführt hätte. Neben die klassischen ÖBs und die traditionellen (universal sammelnden) WBs, die Vorstius als „Forschungsbibliotheken“ bezeichnet, stellt er deshalb gleichberechtigt die „Fachbibliotheken“, um sogleich zu betonen, „daß in der Praxis diese drei Typen von Bibliotheken keineswegs so reinlich geschieden sind und diese Dreiteilung keine so grundsätzliche ist, daß man die drei Gruppen historisch wie theoretisch in bibliothekswissenschaftlicher Betrachtung

48 Ebd., S. 174.

49 Ebd., S. 179.

getrennt voneinander behandeln könnte oder müßte“; vielmehr sei „in allen Teilen der Bibliothekslehre, der Bibliotheksgeschichte, der Verwaltungslehre, der Bibliographie auf diese drei Gruppen“ einzugehen. Die notwendige Differenzierung der „Bibliothek“, die Vorstius nicht als statischen, sondern als *dynamischen* Begriff verstanden wissen will, ergibt sich hier für die Bibliothekswissenschaft nicht allein aus der Zielgruppe, sondern aus der Funktion und Arbeitsweise – er nennt es die „Art der Literaturlauswertung.“⁵⁰

Wenn man auf die Entwicklung des deutschen Bibliothekswesens, aber auch der Bibliothekswissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts blickt, erkennt man wie modern, wie fortschrittlich diese Herangehensweise für das Jahr 1949 war. Weder in Ost noch in West hat man sich viel um diesen Georg Leyh zum 70. Geburtstag gewidmeten (und bereits 1947 geschriebenen) Aufsatz von Vorstius gekümmert. Immerhin gab es in der alten „neuen“ *BuB*, in der man um das Jahr 1950 noch heftig das Pro und Contra der ÖB-Freihandbibliothek und über die mögliche Vorbildfunktion der „Public Library“ debattierte, zwei Diskussionsbeiträge, die sich auf Vorstius beriefen und Konsequenzen für den „jetzigen oder künftigen Ausbildungs- und Studiengang der Anwärter für den Bibliothekarsberuf“⁵¹ forderten bzw. sich neben der Fachschulausbildung auch „an ein paar Universitäten eigene Bibliotheksinstitute“ wünschten, „an denen eine einheitliche Ausbildung für die beiden Zweige des höheren Dienstes [...] erfolgen könnte“⁵², doch blieben solche Ideen auf lange Sicht noch fromme Wünsche. Und bald dominierten wieder Sätze wie der folgende von Johannes Langfeldt: „Wenn es etwas gibt, was Volksbüchereien und wissenschaftliche Bibliotheken miteinander verbindet, so ist es das Bestreben, die großen Schäden auszugleichen, die beide Einrichtungen durch den Krieg erlitten haben.“⁵³

Die Spartenrennung der Ausbildungsgänge blieb manifest, auch wenn 1949 in Köln unter dem Dach des neuen „Bibliothekar-Lehrinstituts“

50 Ebd, S. 180.

51 Wilhelm Müller: Volksbücherei und wissenschaftliche Bibliothek: Ein Diskussionsbeitrag. - In: Bücherei und Bildung 2 (1949/50) S. 518–520, hier S. 520.

52 Joseph Höck: Zur Neuorientierung unserer Büchereiarbeit. - In: Bücherei und Bildung 2 (1949/50) S. 945–952, hier S. 952.

53 Johannes Langfeldt: Rezension zu: Lage und Erfordernisse der westdeutschen wissenschaftlichen Bibliotheken. - In: Bücherei und Bildung 4 (1952) S. 562 f.

nicht nur wie in der zuvor bestehenden „Westdeutschen Volksbücherei-
schule“ für ÖBs, sondern nun auch für WBs ausgebildet wurde. Trotz des
gemeinsamen Dachs – „das traditionelle Spartendenken blieb“,⁵⁴ wie En-
gelbert Plassmann, der es wissen muß, schreibt. In langen Jahrzehnten
scheiterten in Köln alle Versuche, zu einer stärkeren Integration der spar-
tenbezogenen Ausbildungs- und Studiengänge zu kommen. Erst 50 Jahre
später gibt es dort nun einen spartenübergreifenden Studiengang Biblio-
thekswesen.

Hamburger Prüfungsordnungen 1950

Ausbildungsinhalte

Bibliotheksschule (WB)

Bibliotheksverwaltung
Buchkunde und Bibliotheksgeschichte
Titelaufnahme
Bibliographie
Wissenschaftskunde, Philosophie,
Literaturgeschichte
Staatsbürger- und Verwaltungskunde,
Buch und Recht

Wiederholungskurse im Lateinischen,
Französischen und Englischen

Büchereischule (ÖB)

Büchereiverwaltungslehre
Aufbau und Geschichte des Bibliothekswesens
Katalogisieren und Büchereihandschrift
Bibliographie
Wissenschaftskunde und Bücherkunde
Staatsbürgerkunde,
Büro- und Verwaltungskunde

Volksbildungswesen
Jugendschrifttum
Leserpsychologie und Bevölkerungskunde

aus: *Biblionota*, 50 Jahre bibliothekarische Ausbildung in Hamburg, 1995

Und in Hamburg, wo man sich nach dem Krieg sogar lange erfolgreich
gegen ein – von den Trägern gewolltes – gemeinsames Gebäude für die
ÖB- und die WB-Ausbildung gewehrt hat, blieb das unverbundene Ne-
beneinander weitgehend analog strukturierter Ausbildungen ebenso be-

54 Engelbert Plassmann, Jürgen Seefeldt: *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik
Deutschland*. - 3., völlig neu bearb. Aufl. – Wiesbaden: Harrassowitz, 1999. - XII,
510 S., hier S. 406.



stehen. Erst einige Jahre nach der dann doch erfolgten organisatorischen Zusammenlegung der beiden Schulen (1966) und der Einbettung in die neue Fachhochschule Hamburg kam es hier zu einem bundesweit ersten integrierten Studiengang Bibliothekswesen nach dem alten und in der Realisierung dann doch so neuen „Y-Modell“.⁵⁵

* * *

Aus dem angekündigten „Ausflug“ in die Bibliotheksgeschichte ist nun doch ein recht ausgedehnter Fußmarsch geworden ... Und man wird es mir gewiß nachsehen, wenn ich zu meinen „aktuellen“ Fragen kürzer Stellung nehme!?

Aus bibliothekarischer *Ausbildung* an Bibliotheksschulen ist längst bibliothekarisches *Studium* an Fachhochschulen geworden. Und die von Teilen der Berufspraxis lange Zeit als überflüssig bis unnützlich qualifizierte Bibliothekswissenschaft, die an der Humboldt-Universität seit 1955 wieder zu Hause ist und an der Kölner Universität knapp 20 Jahre zur Untermiete wohnen durfte, hält seit einigen Jahren auch an den Fachhochschulen Einzug. Was dieses universitäre Orchideenfach oder anderswo beheimatetes bibliothekswissenschaftliches Denken seit dem Plädoyer von Vorstius zur Überwindung der Spartenentrennung geleistet hat, läßt sich nur mit gewisser Vorsicht als wirkungsvoll bezeichnen. Freilich entstammen diesem Denken fundamentale Werke, wie die *Grundzüge der Bibliothekslehre* von Horst Kunze, das *Bibliothekarische Grundwissen* meines Namensvetters Rupert Hacker oder auch das alle Sparten und Typen umfassende Handbuch des *Bibliothekswesens der Bundesrepublik Deutschland* von Busse, Ernestus, Plassmann und Seefeldt. Doch wenn man darauf sieht, daß die in Sparten getrennte und organisierte Berufspraxis und Bibliothekspolitik im selben Zeitraum etwas zustandegebracht hat, wie den *Bibliotheksplan 1973*, die Gründung des Deutschen Bibliotheksinstituts, die Installierung und Festigung der BDB als Dachorganisation des ganzen deutschen Bibliothekswesens (eine Idee die

55 Vgl. Gudrun Bischoff-Kümmel, Ingeborg Fiebig: Bibliothekarische Ausbildung in Hamburg 1945 bis 1995 – ein Überblick. - In: *Bibliionota: 50 Jahre bibliothekarische Ausbildung in Hamburg ...* / hrsg. vom Fachbereich Bibliothek und Information der Fachhochschule Hamburg. - Münster; New York: Waxmann, 1995. - S. 10–32.



„nur“ 60 Jahre auf ihre Realisierung wartete) und seit kurzem nun auch die Fusion dreier Personalverbände über Sparten- und Laufbahngrenzen hinweg zum neuem *Berufsverband Information Bibliothek*, so muß man sich als Bibliothekswissenschaftler eingestehen, daß es doch viel öfter die Pragmatiker aus allen nur möglichen Ecken des deutschen Bibliothekswesens waren, die nachhaltig wirksame Ergebnisse bei der Überwindung der Spartenrennung erzielt haben, und weniger die theoretischen Vordenker der Bibliotheksforschung.

Überhaupt haben die Bibliothekswissenschaftler die längste Zeit entweder zurückgeschaut – auf die Buch- und Bibliotheksgeschichte (und warum sollte es ausgerechnet mir heute anders gehen?), oder sie haben sich mit der Deskription und Systematisierung des Ist-Zustandes begnügt. Auch das erstaunt nicht allzu sehr in einem Bereich, der sich so schnell, so komplex entwickelt hat, wie das Bibliotheks- und Informationswesen der letzten Jahre und Jahrzehnte. Und langsamer scheinen die Differenzierungs- und Veränderungsprozesse in der bibliothekarischen Berufspraxis auch in Zukunft nicht zu werden.

Die Erkenntnis, daß immer mehr Diplom-Bibliothekare nicht mehr in spartenbezogenen Einrichtungen des Bibliothekswesens arbeiten, sondern in vielfältigen anderen Kontexten Informationsprozesse steuern, hat die Fachhochschulen dazu gebracht, ihre Studiengänge stärker von einzelnen tradierten Berufsbildern abzukoppeln und zu abstrahieren, obwohl sie natürlich auch weiterhin auftragsgemäß berufsqualifizierende Abschlüsse für die Studierenden bereithalten. Was sich in diesem Bereich in nur 10 Jahren verändert hat, wird einem bewußt, wenn man heute einen Blick in die 2. Auflage von Wilhelm Gaus' *Berufe im Archiv-, Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationswesen* aus dem Jahre 1992 wirft.

Die Spartenbezogenheit von Bibliotheken muß die heutige Bibliotheks- und Informationswissenschaft oft gar nicht mehr so vordringlich hinterfragen. Doch was ist mit dem *Spartendenken* in den *Köpfen*? Und was nun mit den *Inhalten* der Lehre?

Auf Köpfe wirkt man am besten durch Bücher ein. Und in unserem Fach müssen das Bücher sein, die methodisch sicher und zugleich in der Praxis benutzbar sind oder doch zumindest die wesentlichen Charakteristika der Praxis behandeln.



Wo gibt es solche Bücher? Und wo nicht: Wie müßten sie beschaffen sein?

Wir sind also wieder bei meiner Ausgangsfrage angelangt – beim „Dorf Müller“ und beim „Umlauf“, beim WB- und beim ÖB-Bestandsaufbau.

Um aus dieser manifesten Spartenentrennung eines Fachgebiets heraus und zu einer spartenübergreifenden Darstellung für die Lehre zu kommen, gibt es m. E. prinzipiell drei Verfahrensweisen:

1. *die paritätische Addition*, also wird z. B. in der ersten Semesterhälfte „der Umlauf“ vermittelt und in der zweiten „der Dorf Müller“. Oder man verlegt dieses „sowohl – als auch“ in die einzelne Semesterwoche und folgt jedenfalls der Rechnung: Dorf Müller + Umlauf = Bestandsaufbau;
2. *die hierarchisierende Integration*: man versteht also die eine Hälfte als Grundlage, Ausgangsbasis oder schlichtweg als den „Normalfall“, schickt deshalb eine ausführliche Behandlung der ÖB- oder auch der WB-Praxis voraus, um mittels (Analogien oder Differenzen markierender) Verweisungen anschließend die andere Hälfte als „Sonderform“ zu behandeln;
3. *die Schnittmengensuche* – also gewissermaßen das didaktische „Y-Modell“ –, die versucht, aus den ÖB- und den WB-relevanten Details diejenigen aus ihrem spartenbezogenen Kontext herauszulösen, die als gemeinsame Grundlage dienen können, auf der dann eine gleichmäßige Differenzierung nach den zwei Sparten und ihren jeweiligen Besonderheiten aufsetzen kann.

In aufsteigender Reihenfolge wird das Geschäft mühsamer und arbeitsintensiver. Plausibel ist aber auch, daß die Lösung Nummer Drei die bestmögliche für eine spartenübergreifende Darstellung wäre. Eine spartenfreie Bibliothekswissenschaft, wie sie Vorstius vorschwebte, wäre indes auch damit noch nicht erreicht!

Fragen wir uns nun, welche der Überblicksdarstellungen in unserem Fach aus den letzten Jahren ihre Themen spartenübergreifend nach welchen der soeben skizzierten Verfahrensweisen behandeln, so ergibt sich ein durchaus vielfältiges Bild:

Konrad Umlaufs *Moderne Buchkunde*⁵⁶ etwa bleibt noch 1997 explizit und bewußt ein auf die ÖB-Praxis bezogenes Buch, seine *Medienkunde*⁵⁷ aus dem Jahr 2000 verläßt diese Haltung und man kann sie mit Fug und Recht als „hierarchisierende Integration“ bezeichnen.

Die 7., neu bearbeitete Auflage des *Bibliothekarischen Grundwissens* aus dem selben Jahr⁵⁸ ist eindeutig um „Schnittmengensuche“ bemüht, doch dominiert auch hier streckenweise die WB-Praxis, während ÖB-relevante Aussagen zumeist nachgeliefert werden.

Die seit der ersten Auflage 1968 von einem jeweils paritätisch besetzten Autoren-Duo gelieferte Gesamtdarstellung *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland* hat sich in ihrer aktuellen Auflage von 1999⁵⁹ dem vielfältigen Stoff in mancherlei Hinsicht spartenunabhängig und im wesentlichen funktional genähert und vor allem – trotz des vorhandenen Detailreichtums – im Sinne von Vorstius die Einheit und Gesamtheit des Bibliothekswesens nicht aus dem Auge verloren. In einzelnen Abschnitten, wo dies den Autoren nicht möglich schien, verfährt dieses Handbuch nach dem „Y-Modell“. Interessant, daß uns dieses Verfahren z. B. in den Kapiteln zu „Erwerbungspolitik und Bestandsaufbau“, zu „Interner Organisation und Management“ und natürlich auch zur „Entwicklung des Bibliothekswesens im 20. Jahrhundert“ begegnet, während die Themen „Bibliothekstechnik und EDV“, „Audiovisuelle und digitale Medien“, „Präsentation“ oder „Marketing“ keinen strukturellen Spartenbezug mehr aufweisen.

Neben solchen Überblickswerken erschienen in den letzten Jahren jedoch auch bibliothekswissenschaftliche Detailuntersuchungen, die trotz ihrer speziellen Thematik geeignet sind, das Spartendenken zu verlassen.

Aus „Marketinggründen“ fallen mir hier natürlich zwei Dissertationen ein, an deren Publikation ich nicht völlig unbeteiligt bin:

Da wäre einerseits die Studie von Martin Götz aus dem Jahre 2000 zur *Berichterstattung über Bibliotheken in der Presse*, die als empirische

56 Vgl. Konrad Umlauf: *Moderne Buchkunde*. - Wiesbaden: Harrassowitz, 1996. - 191 S. - (Bibliotheksarbeit; 2).

57 Vgl. ders.: *Medienkunde* / Konrad Umlauf unter Mitarbeit von Daniella Sarnowski. - Wiesbaden: Harrassowitz, 2000. - 344 S. - (Bibliotheksarbeit; 8).

58 Vgl. Rupert Hacker: *Bibliothekarisches Grundwissen* (wie Anm. 4).

59 Vgl. Engelbert Plassmann, Jürgen Seefeldt: *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland* (wie Anm. 54).



computergestützte Inhaltsanalyse konzipiert ist, ÖBs und WBs gleichermaßen untersucht und spartenübergreifend Nützliches für die Image-Problematik und die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von Bibliotheken präsentiert.⁶⁰

Und zum zweiten denke ich an die umfassende Monographie, die Gudrun Behm-Steidel vor etwa einem halben Jahr zum Thema *Kompetenzen für Spezialbibliothekare* vorgelegt hat.⁶¹ Moment! – wird man vielleicht denken – Spezialbibliotheken sind doch ausschließlich WBs!? Was ist also an einer Untersuchung zu Anforderungen an und zur Qualifizierung für die dort Arbeitenden „spartenübergreifend“? – Es ist freilich nicht die Thematik, sondern die Vorgehensweise. In diesem Bereich des Bibliotheks- und Informationswesens, sind die Grenzen zwischen Spezialbibliothek und „interner Informationsabteilung“ schon längst fließend geworden; und wenn es im Bibliothekswesen einen Bereich gibt, in dem aufgrund der mannigfaltigen Differenziertheit von Institutionen und Arbeitsweisen der Spartenbezug schon immer denkbar sekundär war, dann ist dies hier der Fall. Die längste Zeit hat das bibliothekarische Spartendenken dazu geführt, dieses unübersichtliche Feld als *Sonder-* oder eben als *Spezial-*Fall zu betrachten. Daß es Frau Behm-Steidel in ihrer Monographie gelungen ist, dieses Feld intensiv zu beackern und dennoch „den Blick auf das Ganze in seinem stufenweisen Aufbau“⁶² zu bewahren, läßt für die Zukunft einer spartenfreien Bibliothekswissenschaft hoffen.

Haben Sie Dank für Ihre große Aufmerksamkeit!

60 Vgl. Martin Götz: Die Berichterstattung über Bibliotheken in der Presse: eine computerunterstützte Inhaltsanalyse. - Berlin: Logos, 2000. - X, 156 S. - (Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft; Bd. 3).

61 Vgl. Gudrun Behm-Steidel: Kompetenzen für Spezialbibliothekare: eine Untersuchung zu Anforderungen und Qualifizierung von Beschäftigten in internen Informationsabteilungen. - Berlin: Logos, 2001. - XVI, 449 S. - (Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft; Bd. 6).

62 Georg Leyh: Rezension zu: Max Wieser: Der Volksbüchereibau. - In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 49 (1932) S. 259– 260, hier S. 260.